

Die letzten Hunde Dschingis Khans [Fortsetzung]

Autor(en): **Haensel, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 34

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646601>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die letzten **HUNDE** Dschingis Khans

Von CARL HAENSEL

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart. 8. Fortsetzung.

Draußen auf der Reede tauchte die weiße Sultans-Yacht auf, der „Ertogrul“. Die Raiks legten dort an. Der Rabassakal hob Mirimah wie einen Ball über die Reeling. Marcella beobachtete Bubenberg. Aber in Ahmeds Gegenwart vermied sie die Fragen, die ihr schon auf den Lippen brannten.

Zwischen Ahmed und dem Führer des Polizeibootes hatte sich inzwischen ein Dialog entwickelt. Es handelte sich um nicht mehr als das strafweise Aufbringen des vorwitzigen Rahns, der sich in das Fahrwasser des Sultans gedrängt hatte. Der Schiffsmann stand mit aufgerissenen Mund dabei und verfolgte zitternd den Ausgang. Der Offizier raste, Ahmed war völlig kalt und gelangweilt. In einem Augenblick, da er Bubenberg durch die Beobachtung des Ertogrul beschäftigt sah, langte er rasch in die Tasche und ließ eine blitzende Metallmarke für eine Sekunde herausleuchten. Dieser kleine Blitz legte den feinsten Hafenskapitän sofort um. Aus seinen Beschimpfungen wurden Schmeicheleien. Er drehte ab, salutierte, verschwand. Bubenberg verstand die Sprache nicht, achtete auch gar nicht auf den Stimmungsumschlag.

„Was machen wir jetzt?“ fragte Marcella.

Ahmed schlug vor, auf das Christoskloster hinaufzusteigen, man habe dort die schönste Aussicht, bis zum Olymp, und auf der anderen Seite nach Plati, Orja . . .

Bubenberg unterbrach ihn: „Orja ist das richtige! Wozu aber aus der Ferne hinübersehen, wenn die Gelegenheit so günstig ist, es aus der Nähe zu sehen! Das Boot haben wir sowieso schon bezahlt!“

Ahmed widersprach nicht. Wozu auch, der Bootsmann würde ihm schon das nötige sagen, wenn es soweit war.

* * *

Backbord tauchte Plati auf, die Flascheninsel, mit den Ruinen eines großen Schlosses im Windfortil. Lord Bulwer, der Bruder des Romanschriftstellers, hatte sich dort einen Landsitz bauen wollen. Aber die Gegend ertrug keine Architektur nicht. Er starb vor Vollendung seines Werks. Und seine Erben hatten kein Interesse mehr.

Der Bootsmann frug, ob der Effendi nicht auf Plati anlegen wolle. Bubenberg bestand auf Orja. Der Schiffer zuckte die Achseln, murmelte unverständliche Bedenken und fuhr weiter.

Ahmed stand abseits, er preßte die Lippen zusammen und starrte in das Wasser. Dann zitierte er:

„Der Orte gibt's, die eingedenk

Der Mensch umgeht mit Achtsamkeit“,
spuckte ins Meer, entschuldigte sich und sagte dann gar nichts mehr.

Als sie auf etwa 300 Meter an die Insel herangekommen waren, zeigten sich über dem Wasserpiegel kleine, goldgelbe Funken. Gleich darauf umschwirrten sie Schmeißfliegen mit drohender Beharrlichkeit.

Der Steuermann fluchte und änderte den Kurs. Bubenberg stellte fest, daß sie nicht geradewegs auf die Insel zuhielten. Die Spitze des Bootes wies an dem Eiland vorbei.

„Wir wollen landen! Wo steuern Sie hin?“

Der Bootsmann erklärte, daß nur eine einzige Anlegemöglichkeit sei, auf der anderen Seite, auch die schlecht und gefährlich.

Bubenberg sah sich zweifelnd nach Ahmed um, aber Marcella stampfte mit dem Fuß auf: „Ich habe nun schon so viel von Orja gehört. Nun bin ich da. Nun will ich es auch sehen.“

Der Bootsmann fuhr um die Insel herum, bis an die Stelle, an der die Felsen ziemlich senkrecht in das Meer stürzten. Hier war das Wasser am tiefsten. Ueberall sonst sah man an den Vertiefungen des Meeres, daß die Riffe, scharf geschliffen wie Fischgräten, ein Anlegen unmöglich machten.

In die gegenüberliegende Felswand war merkwürdigerweise eine Stufenleiter eingeschlagen. Es waren als Tritte flache Vertiefungen in den Fels gehöhlt, ähnlich den Stufen, die Bubenberg aus seinen Gletschertouren im Berner Oberland kannte. Die Leiter mußte schon seit über tausend Jahren bestehn, war wohl von dem Seeräuber mit den ersten Wachtürmen gegen die Konstantinopeler Rauffahrtei angelegt worden.

Auf der Höhe der Felswand verfielen die Trümmer ausgedehnter Bauwerke.

„Was sind das für Ruinen?“

Ahmed erzählte von dem alten Kloster, das die ersten byzantinischen Kaiser hier erbaut hatten. Es war dann ein berühmtes Waisenhaus geworden. Die späteren Byzantiner hatten kein Interesse mehr für Kinderpflege. Sie ließen die Gebäude verfallen und vertieften die Felsenkeller zu großen Kasmatten. Die meisten dieser Räume sind nur durch die Decke mit kreisrunden Öffnungen zugänglich. In diese Gräber für Lebendige hat man seit Jahrhunderten die politisch Unbequemen verfenkt, die meistens kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß ihr Blut den Machthabern in der Stadt gefährlich erschien.

Marcella erschauerte, als sie von den Kasematten hörte. Sie frug Ahmed, ob er auch in einem solchen Keller eingekerkert gewesen sei. Ahmed verneinte. Mit ihnen hätte man sich diese Mühe nicht gemacht. Man habe sie einfach ausgelegt und ihrem Schicksal überlassen. Die Insel habe kein Wasser und keinen Baum, der Schatten spende. Ein Wachtboot habe genügt, um alle Wochen einmal frisches Wasser zu bringen und im übrigen zu verhindern, daß nicht aus Versehen ein fremdes Boot anlegte. Freiwillig mache hier kein Schiffer fest. Der nächste Dampferkurs sei weit entfernt.

Der Bootsmann hatte sich inzwischen bis dicht an die Wand mandoriert. Plötzlich klirrte es hell und metallisch unter ihnen. Beim Zurücktreiben waren sie über eine Marmorlippe geraten, die Schraube schlug gegen den Fels. Der Bootsmann stoppte sofort ab, stieß mit einem Ruder nach hinten und stieß sie vom gefährlichen Riff ab, das wie der glänzende Leib eines Haies unter ihnen leuchtete.

Die Männer fluchten, um ihren Schrecken zu verjagen. Marcella rief nun, daß sie hier nicht landen wolle. Nur fort! Der Gedanke, mit zerschlagener Schraube hier an der Insel ohne Wasser zu liegen, die die Schiffer aus altem Aberglauben wie ein Teufelseiland mieden, verschmeuchte jede weitere Lust

auf Abenteuer. Ganz, ganz vorsichtig stießen sie das Boot wieder ins offene Wasser. Sie freuten sich wie eben Begnadigte, als die Schraube heil und unverfehrt unter ihnen wieder zu quirlen anfang. Ahmed wurde mit jedem Meter, der sich zwischen sie und das Eiland legte, fröhlicher und freier. Bubenberg sah noch immer der lähmende Schreck in den Gliedern. Marcella war geduckt und schweigmäßig.

Ahmed erzählte beiden mehr von Ogia. In den Rasematten haben die Gefangenen in ihrer trostlosen Einsamkeit ihren Namen eingegraben. Da steht als erster der des Basileus Bardas, den Konstantin VIII. hier hatte aussetzen lassen, weil er sich mit dem Bulgaren Prusias duelliert hatte. Die Kirche proteftierte gegen diese neue Erfindung und setzte die Verbannung beider durch. Basileus kam nach Ogia. Prusias drüben nach Plati. Auf diese Weise sahen sie sich täglich in ihrem Elend. Basileus machte einen Fluchtversuch. Nach byzantinischer Sitte ließ ihm der Kaiser die Augen ausstechen. Die Gerechtigkeit verlangte nun, daß Prusias, dem Mitschuldigen auf der Nachbarinsel, das gleiche widerfuhr.

Auf der Rückfahrt legte sich ihnen eine steife Brise entgegen. Sie bekamen zu fühlen, daß sie sich auf dem Meer befanden. Das Boot war breit und schwer gebaut, es zerbrach noch mühelos die Wellen.

Die glühende Sonne war müde geworden. Leichte graue Schleier stiegen aus dem Meere auf und hüllten sie ein. Als sie in Prinsipio wieder anliefen, war von der asiatischen Küste schon nichts mehr zu sehen. Nur der herbe Duft, der aus Blättern aufsteigt, auf die es geregnet hat, wehte von Anatolien herüber.

Bubenberg war nach bestandener Gefahr in zuversichtlicher Stimmung. Er lud seine Reisegefährten zu einem Hummeressen ein.

Unter einem rotweiß gestreiften Zeltdach saßen sie dann, zwischen blühenden Oleandern, auf einer Terrasse über dem Meer. Das Wasser unter ihnen war durchwühlt von den silbernen Leibern der nach Geldstücken tauchenden Knaben. Der Bruffawein roch schwer nach Gewürz und Harz. Das dunkle Firmament ruhte auf den Sammetpolstern der anatolischen Berge. Frauen sangen fern auf dem Wasser mit tiefen Stimmen türkische Melodien, die eigentlich nicht Musik waren, mehr ein einziger, sich stetig modulierender, sehnächtiger, lockender Ruf.

Von dem Hummer wagte Bubenberg dann doch nicht viel zu essen. Er war riesengroß, auch ganz frisch, aber das Fleisch schmeckte weich, nach grünem Tang. Bubenberg war an den feinen Nußgeschmack und die Festigkeit der Helgoländer gewöhnt. Aber wunderbar gingen ihm die feinen Säckelchen und Sachen ein: Oliven, Fischstückchen, Pastetenteilchen, gefüllte Fleischtaschen, Blätter und Früchte mit Reis und Gehacktem, auch frische Mäuse, die der Speiseträger mit schwarzgebeizten Händen am Tisch schälte.

Während der Mokka aufgetragen wurde, kam ein Dampfer aus Konstantinopel an. Sie beobachteten in bester Laune das Landungsmanöver.

Es ging dabei ein wenig umständlich zu. Wenn das Schiff endlich so weit war, seine Seitenwand an die Brücke anzuschmiegen, senkten die Matrosen im letzten Augenblick Lautrissen dazwischen. Es knirschte und der Dampfer trieb wieder ab. Alle fingen nun an zu befehlen wie Kapitäne, die Sirenen heulten, die Masse des menschlichen Frachtgutes drängte gegen den Ausgang und verschob das Schwergewicht. Das Boot ruckte, stampfte, stieß, prallte mit Nachbarfähren zusammen. Endlich lag es fest.

Als die Landungsbrücke fiel, drängten die Zeitungsverkäufer mit den Abendblättern aus der Stadt heran. Nun kam alles anders, als Marcella, Bubenberg oder Ahmed dachten. Denn die Verkäufer schrieten den Namen 'Bubenberg Effendi' in die überraschte Menge. Als Schlagzeile stand quer über den Blättern: „Bubenberg Effendi fordert Beseitigung der Straßenhunde!“

Die weite anatolische Landschaft um Bubenberg schrumpfte unter der Zauberformel des hundertfach gerufenen Namens zu einer engen Zelle zusammen. Er war nicht mehr Reisender und unbeteiligter Beobachter, der ohne das Risiko innerer Anteilnahme Eindrücke sammelte, gerade so viele, als er aufnehmen wollte. Blöcklich drang von allen Seiten, aus den Türen der Kaffees, den offenen Läden schwachhafter Häuser, den Schiffsbrücken und Barken die wohlvertraute Lautverbindung auf ihn ein, die ihn in der Menschenwelt etikettierte. Ganz dicht wurde er von diesen Rufen eingehegt, zusammengedrängt, und selbst im Versteck der geschlossenen Augen noch aufgespürt, angepakt, beschmukt von fremden, zudringlichen, neugierigen Händen. Einen Dampfer zu besteigen, der aus den Mäulern der Zeitungsleser seine Namen dröhnte und im Schildkrötentempo nach Konstantinopel schwamm, war unmöglich. Ahmed trieb das rascheste Motorboot auf, das sie, ungeachtet der See-Anfälligkeit Marcellas, über die Rämme des Abendsturms nach Stambul zurückführte. Sobald sie an der Galatabrücke festgemacht hatten, kauften sie einen Arm voll Zeitungsblätter und ließen sich mitten auf der Straße von Ahmed wenigstens das Gesperrtgedruckte übersehen. Ahmed war noch erregter als Bubenberg. „Ich habe ja gar nichts von diesem Schritt gewußt . . .!“

„Ich auch nicht!“ antwortete Bubenberg. „Lesen Sie weiter!“

Aber auf einmal war Ahmed im Gewühl verschwunden.

Marcella hatte Ehrgeiz, Sie sah Bubenberg bewundernd an: „Warum tun Sie, als ob Sie sich ärgerten? Sie sind auf einmal hier der große Mann! In einer Woche sind Sie es auch in Europa. Ich werde unter Ihrem Namen meine Artikel endlich unterbringen!“

„Ich pfeife auf die Verdauungsfensation einer Großstadt! Ueberall, wo eine Million Menschen zusammensitzt, muß zum Nachtisch einer groß gemacht werden und ein anderer klein. Gut, daß diese verdammten Hunde wenigstens keine Zeitung lesen können! Angenehme Nächte könnten das sonst werden!“

„Etwas Türkisch kann ich auch schon. Hören Sie zu, was der ‚Sabach‘ schreibt. Der ‚Sabach‘ hat hier die größte Auflage. Er hält die Partei der Jungtürken. Bubenberg Effendi, der europäische Meister in Großstadtkanalisation, ist der Auffassung, daß die Hundepelage zunächst einmal beseitigt werden muß. Die hygienische Musterhaftigkeit der deutschen Städte ist die Grundlage seines industriellen Welterfolges . . .‘ Dann weiter unten: ‚Rein Land aber ist reicher an ungehobenen Schätzen als die Türkei. Machen Sie Stambul zu einer europäischen Stadt, so werden sich die Finanzkräfte der alten und der neuen Welt bemühen, hier ihre Niederlassungen zu errichten . . .‘ Und so fort! O Sie Meister der Kanalisation!“

Bubenberg raste: „Wenn schon — warum können sie denn nicht wenigstens das Richtige schreiben! In Gottes Namen, daß ich nackt vor dem Minister gestanden habe! Aber was hat Elektrizität mit Kanalisation zu tun!“

Marcella überlegte. „Bielleicht haben sie auf den Sultan Rücksicht genommen. Er kann doch nichts von Elektrizität hören. Obwohl die Zensur angeblich aufgehoben ist.“

Bubenberg faßte einen Entschluß: „Ich fahre auf die Redaktion.“

Marcella kam mit. Sie konnte ihn doch nicht allein lassen. Er hielt dies auch für selbstverständlich. Er hatte das geborgene Gefühl bei ihr, daß er keinerlei Rücksicht zu nehmen brauche. Er schimpfte, tobte und widersprach sich. Er schnitt auf, nahm dann wieder zurück. Er gab seine Kräfte aus, ohne Schonung, und sie gab sie ihm wieder. Wunderbar, diese innere Freiheit neben ihr!

Sie fuhren mit dem nächsten Gefährt nach der Redaktion des ‚Sabach‘.

In einem einzigen großen Saale standen dort die Setzmaschinen und der Redaktionstisch. Die Redakteure schrieben mit Gänsefüßen auf den Knien und warfen dann die eben fertig gewordenen Manuskripte hinüber auf die Setzertische.

Der Chefredakteur Galzin war ein ehemaliger Lehrer mit einer großen Brille auf langer Hammelnase und der zirpenden Stimme eines Verschnittenen. Vielleicht war er tatsächlich aus einem Harem gekommen.

Da ein besonderer Empfangsraum nicht da war, spielte sich die Unterredung mitten zwischen Redakteuren und Sekretären ab. Alles was Bubenberg herauspolterte, wurde aufgeschrieben. Er war noch nicht halb fertig, als schon seine ersten Sätze, so umgebogen, wie es die Stunde erforderte, wie man es lesen wollte und wie's sein mußte, hinten in den Sekzmaschinen in Blei gegossen wurden. Der Chef mit der Hammelnase reichte ihm, als er noch mitten in seinem Protest war, die erste Korrektur des 'Interviews mit Bubenberg Effendi'.

„Ich komme eben aus Oria . . .“ — so hatte Bubenberg begonnen. Kein Stambuler war in den letzten tausend Jahren freiwillig nach Oria gefahren. Entweder er wurde gebracht oder er brachte jemanden, oder — er sah sich etwas für derartig künftige Fälle an.

Auf diese Weise kam eine Nachricht zustande, die ein Mißverständnis war, aber doch die ganzen späteren Ereignisse aktiv umbog- und bestimmte, als ob sich das Schicksal bemüht hätte, sich handgreiflich gerade im menschlichen Irren zu dokumentieren. Der rasch zugreifende und kombinierende Redakteur des 'Sabach' warf noch in das Abendblatt die Meldung, daß Bubenberg Oria zum Asyl der Hunde ausersehen und diese Insel selbst bereits an diesem Tage noch in Augenschein genommen habe.

Bubenberg erlebte zum ersten Male, daß sich plötzlich alle Worte, die er sprach, im Sinne verkehrten, daß eine unsichtbare Macht ihn an der Hand führte und seine Gesten zu Grimassen machte. Es war beinahe wie eine Vorahnung des Wahnsinns: er litt die Qual, etwas hinauszuweichen zu wollen, aber die Zunge formte es ganz anders und die Ohren der Hörer verstanden ihn nicht mehr.

Er traute sich nicht nach Hause, wo sicher Reporter warteten, sondern blieb im Hotel. Marcella betreute ihn wie eine Krankenschwester.

* * *

Das Geläute der Melonenausrufer weckte ihn aus traumbezwertem Schlaf. Der Himmel stand nun so rein und frisch über dem blanken Boden des Goldenen Horns, daß ihm nichts Böses an diesem Nichtmorgen widerfahren konnte. Er eilte nach seinem Hause. Er hoffte, den Interviewern zuvorzukommen, wollte sich dort einschließen, um sich vor jeder gedruckten Zeitung und drucklüfternen Frage in den nächsten Tagen zu sichern.

Aber es war dem Nazir nicht möglich, die Tür seines Hauses oder seiner Wartezimmer über Nacht zuzumachen. Unten auf der Treppe quollen Bubenberg schon die Besucher entgegen. Der Nazir war machtlos, breitete einen Teppich auf die Straße und betete. Alles, was sich in Konstantinopel mit Geschäften über Lebendiges und Totes abgab, war bei ihm zusammengeströmt, um Vorschläge für die große Hundeaktion und deren Finanzierung sowie Auswertung zu machen.

Fotiriades, der Besitzer des berühmten Modehauses in Pera, hatte sich der Hilfe des Nazirs versichert, war deshalb nicht erst in das überfüllte Modehaus hineingegangen, sondern wartete in seinem Wagen an der nächsten Ecke, bis es dem Nazir gelang, den erschrockenen Hausherrn aus der Stehbörse, die sich bei ihm entwickelt hatte, herauszuholen und in seinen Wagen zu bringen. Bubenberg ging nur deshalb mit dem Nazir, weil er mit ihm überlegen wollte, wie man die Besucher mit Feuer oder Wasser aus dem Haus bekäme. Aber kaum hatte ihn der Nazir bis zu dem wartenden Gefährt gelockt, als ihn Fotiriades freundschaftlich umarmte, hineinzog und der Wagen losfuhr. Bubenberg konnte nun nichts weiter machen als raufen oder die Vorschläge des Griechen anhören. Er war aber müde und hielt still.

Fotiriades stand mit der Pariser Handschuhfabrikation in regster Geschäftsverbindung. Das einzig Richtige war nach sei-

ner Meinung, die hier unmöglichen Hunde einzufangen, in eine Hundefarm zu bringen und ihre Sekrete in großem Maßstabe an die europäischen Glattehandschuhfabriken auszuführen. Er zog einen Notizblock aus seiner parfümierten Rocktasche und begann sofort zu rechnen:

„Ein Hund exkrementiert wöchentlich fast fünf Pfund, macht bei 100 000 Hunden pro Jahr 26 Millionen Pfund . . .“

Bubenberg würde vor dem Rechenexperiment einfach schlecht. Wenn man Fotiriades zuhörte, war der ganzen türkischen Mißwirtschaft plötzlich ein Ende bereitet. Ein Hundeperpetuum-mobile war erdacht, denn die Ernährung der Hunde sollte aus den durch Tod sowieso abgehenden Tieren geschehen. Man sah ja, wie rasend sie sich vermehrten. Man könnte also immer die älteren schlachten und aufteilen, weil ja jeden Tag neue Würfe kämen. Die Zahl verminderte sich also nicht; die Exkremente blieben einfach als Rente. Fotiriades schloß:

„Aber nicht in Oria! Oria ist zu weit. Oria ist ein Unglücksfeld. In Oria haust der heimliche Tod — unmöglich! Wir haben hier unmittelbar hinter der Mauer das Aeserfeld. Wenn Sie schon Ordnung in unsere Stadt bringen wollen, muß es beseitigt werden. Ich denke mir dort eine großzügige Abdeckerei und im Anschluß daran die Hundefarm. Schauen Sie her, hier ist die Molttesche Generalstabskarte — die leere Stelle vor der großen Mauer zwischen Edirne und Top Kapu ist unser Platz. Ich werde Sie jetzt dorthin fahren. Sie müssen sich das ansehen. Auf der Rückfahrt halten wir dann bei dem 'Sabach'. Oria muß dementiert werden.“

Bubenberg schöpfte Hoffnung, und das macht geduldiger. Vielleicht gelang es diesem Fotiriades, mit dem hammelnäsigen Chef des 'Sabach' fertig zu werden.

Er war zwar nicht auf Landschaft gestimmt, aber der Luftzug der Wagenfahrt tat ihm wohl. In seinen Schläfen stach und brannte es. Er lehnte den Kopf gegen den warmen Wind wie gegen ein Riffen.

Durch die engen winkligen Stadtviertel am Goldenen Horn holperten sie hindurch, bis endlich zur Linken die Zinnen des Blachernenpalastes über die niedrigen Holzhäuser herüberragten, von denen Bubenberg nun genug gesehen hatte. Hier residierten die letzten römischen Kaiser; hier entschied sich ihr Schicksal. Die türkischen Janitscharen fielen durch das kleine Pförtchen Kerkoporta den Verteidigern in den Rücken. Der letzte Kaiser blieb im Kampf.

Fotiriades behauptete ausnahmsweise nicht, von ihm abzustammen. Er erzählte aber fortgesetzt von diesen vergangenen Dingen, um nicht in Versuchung zu kommen, in seinem Schwachbedürfnis zu verraten, daß er gerade die Aeserfelder vor der Stadt gekauft hatte.

Sie fuhren durch ein verfallenes Tor, bogen links ein. Die mächtigen Ueberreste der byzantinischen Mauer lagen vor ihnen.

Auf Bubenberg wirkte sie in ihrer Riesenhaftigkeit als Bergzug. Aus den geöffneten Höhlen der gebrochenen Feste wuchsen blühende Akazien. Auf der Gipfelinie des Mauergebirges gingen gebückte Gestalten, die im zermürbten Gestein herumstocherten. Diese Schatzsucher waren über den ganzen Mauerzug verteilt. Es waren Zigeuner und alte Dirnen, die wie Troglodyten in den nackten Verliehen des Riesenwalles haften. Im Schutt der Jahrtausende, der schon durch Generationen vor ihnen durchwühlt worden war, fanden sie immer noch etwas.

Zur Rechten dehnten sich dann die großen Gräberfelder von Edirne-Kapu aus. Die ganze Stadt war ja mit Friedhöfen durchsetzt und von Friedhöfen umgeben. Wie erstarrte Wellen eines gewaltigen Menschenstromes, der aus den unendlichen Räumen Asiens herübergeflossen ist, lagen überall zwischen Lebendigem unter verstaubten Zypressen Grabhügel an Grabhügel gereiht.

Fotiriades war glücklich, daß sich Bubenberg über Dinge belehren ließ, die Fotiriades nichts kosteten als seinen Speichel.

Fortsetzung folgt.